

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 24 (2017)
Heft: 263

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Schaffhausen
Vorarlberg
Thurgau
Rapperswil
Kurdistan
Prag
Johannesburg
Gottlieben
Kreuzlingen

Zahm fürs Budget

Nichts ist schädlicher für die Nerven als eine «Arena»-Sendung: Nicht nur, dass die reaktionärsten Vollaffen meist am lautesten brüllen, sondern die gesamte Diskussionskultur wird im Schlamm begraben. Und nie wieder rausgeholt. Von niemandem. Beim «Arena»-Schauen mag ich manchmal nicht mal diejenigen Politikerinnen und Politiker, mit denen ich eigentlich einer Meinung wäre: Ich hab schlicht und einfach gar keine Kraft, ihnen zuzustimmen, weil ich zu beschäftigt bin damit, mich über die Gazillionen Unterbrechungen aufzuregen. Für einmal sind es nicht Werbungen, sondern Gesprächsteilnehmende, die unterbrechen, die jedes Argument in einem viel zu früh platzierten «Aber» untergehen lassen und den Affenzirkus unerträglich machen. Da sind mir die Kommentarspalten des weiten Interwebs fast lieber: Dort breiten sich die reaktionären Affen zwar auch aus, aber immerhin muss man sich gegenseitig ausreden lassen. Und kann das Fenster schliessen, wenns zu viel wird.

Bleibt die Frage: Kann auf den Bühnen des real life denn vernünftig gestritten werden? Fair, konstruktiv und doch heterogen? Podiumsdiskussionen versuchen ja gelegentlich genau das. Sie sind idealerweise gesittetere, kleinere Arenen, mehr ein Streichelzoo, nicht mit tausend, sondern ein paar Handvoll Zuschauerinnen und Zuschauern. Diese Form des Anlasses wirkt immer wieder verlockend auf mich; entsprechend war ich gespannt auf die Schaffhauser Diskussion rund um finanzielle Investitionen in den Kulturbetrieb.

Veranstaltet wurde das Podium auf der Haberhausbühne, die seit einem Jahr im Schatten der Kulturreduzierungen, aber auch der Solidarität steht: Mit Spenden und Benefizanlässen konnte der unerwartete Ausfall der Unterstützung des Grossstadtrats wieder mehr als rausgeholt werden. Und nun, wenige Tage vor den erneuten Budgetdiskussionen, dieser Anlass. Das Datum in der letzten Novemberwoche war nicht bloss Zufall, so mancher Politiker und manche Politikerin sollte vermutlich wohlgestimmt werden – nur liessen sich von diesen nicht allzu viele blicken.

Auf der Bühne sassen denn auch keine dezidierten Gegnerinnen oder Gegner der Kultur. Lediglich vom Vertreter der Wirtschaftsförderung kann behauptet werden, dass er mindestens – mit Verlaub – herzlich wenig Ahnung hatte vom Schaffhauser Kulturerben. Und trotzdem (oder deswegen?) blieb der junge Herr brav, sagte absurderweise einmal gar, dass die Monetarisierung von Kultur wenig Sinn mache. So rannte man zwar keine Türen ein, aber hielt sich diejenigen gegenseitig weit offen, die sonst abgeschlossen sind.

Plötzlich waren sie sich alle einig: Die Veranstalter des «Stars in Town», die «Allerheiligen»-Chefin, die Haberhauskeller-Präsidentin sowieso und der Wirtschaftsförderer stellenweise plötzlich auch. Nein, dreingeredet wurde nicht, kein Affe brüllte – aber von einer Diskussion konnte auch nicht die Rede sein. Ironischerweise waren es Plädoyer aus dem Publikum, die für Leidenschaft sorgten. Immerhin schien der zahme Anlass nichts Negatives anzurichten: Nur Tage später sprach der Grossstadtrat der Haberhausbühne die erhofften 20'000 Franken wieder zu.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt unter anderem für die «Schaffhauser Nachrichten» und das LGBT-Magazin «Milchbüechli». Ihr Bericht über die Debatte online: saiten.ch/kultur-in-franken-ums-duerfen-gebangt/

Bauernfang mit Double Bind

Das Ergebnis der österreichischen Bundespräsidentenwahl erwischte mich auf dem falschen Fuss. Ich schreibe sonntags eine Kolumne, die am Montagmorgen erscheint, und am 4. Dezember musste ich bis mindestens 18 Uhr auf die ersten brauchbaren Hochrechnungen warten. Ich hatte mit einem deutlichen Sieg Hofers gerechnet und nichts vorbereitet, weil mir dazu spontan genug einfallen würde. Als dann Van der Bellen schon vor der Auszählung der Wahlkarten klar gewonnen hatte, merkte ich, dass mir zu dem kettenrauchenden Professor auf die Schnelle nicht genug für die notwendigen 1500 Zeichen einfallen würde. Also musste ich einmal mehr auf das unerschöpfliche Thema Trump zurückgreifen – der Mann ist zwar eine Pest für die USA, aber doch ein Segen für alle Kolumnisten, Kabarettisten, Parodisten.

Mittlerweile habe ich mich wieder gefasst und kann mich fragen, warum ich eigentlich so überzeugt war von einem Sieg Hofers. Der zuletzt zu einem Tosen angeschwollene Trollgesang in den regionalen Medien allein kann es nicht gewesen sein, der war schon seit der ersten Wahlwiederholung lauter geworden. In einer Hinsicht war die Wahl am 4. Dezember etwas Neues: Zwar konnte man seit dem Ende der Ära Kreisky als Linksliberaler im alten Sinne des Wortes in Österreich immer nur ein jeweils kleineres Übel wählen, aber bei einigen Wahlen konnte man eine Stimmabgabe auch gleich bleiben lassen, weil die Übel gleich gross waren.

Diesmal war es nicht so. Van der Bellen war nicht meine erste Wahl gewesen, da hatte ich Irmgard Griss gewählt, eine unabhängige Kandidatin, die alles mitgebracht hätte, was man von dem Amt verlangen kann. Aber es sollte nicht sein. Die Koalitionsparteien, zwei ehemalige Grossparteien, die seit einiger Zeit in Umfragen von der ehemals kleinen FPÖ überholt werden, stellten Kandidaten auf, deren schliessliche Wahlergebnisse man nur als «Verachtungserfolge» bezeichnen kann (der Sozialdemokrat kam in Vorarlberg auf nicht ganz fünf Prozent), übrig blieben Hofer und Van der Bellen. Da gab es nun freilich keine Zweifel mehr: Die Parole konnte jetzt nur «Hofer – NIE!» heissen.

Die Gründe brauche ich hier im einzelnen nicht mehr aufzuzählen, die Kandidaten und die Wahlen sind ja in der Presse der umliegenden europäischen Länder genau beobachtet worden. Nur ein privates Detail: Ich fand es am bezeichnendsten für Hofers Charakter, dass er als dritter Nationalratspräsident mit einer Kornblume im Knopfloch erschienen war. Diese Kornblume war in Österreich das Erkennungszeichen der von 1933 bis 1938 illegalen Nationalsozialisten. Vorher war sie ein Emblem der Deutschnationalen gewesen und noch früher die «blaue Blume der Romantik». Zu Letzterer erklärte Hofer sie auch, als er gefragt wurde, was sie an seinem Revers bedeuten sollte und warum alle FPÖ-Abgeordneten zum Nationalrat sie 2013 zur konstituierenden Sitzung getragen hatten.

Weitere Double binds liessen sich insbesondere in Hofers Mimik und Rhetorik erkennen, und das mit einer Deutlichkeit, dass es mich doch wundert, wie viele einfältige Menschen in ihm den Bauernfänger nicht erkannt haben. Ein Glück, dass es nicht mehr so viele Bauern gibt.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Wie ticken Thurgauer Italiener?



Hält die Fahne (der Partito Democratico) hoch: Michele Schiavone, seit Anfang 2016 Generalsekretär des Consiglio Generale degli Italiani all'Estero.
Bild: Rolf Müller

Sie ticken Mitte links, glaubt Michele Schiavone (56) vom Consiglio Generale degli Italiani all'Estero (CGIE). Der 1989 staatlich eingeführte Rat der Auslanditaliener betreut weltweit rund 4,8 Millionen oder acht Prozent aller 50 Millionen italienischen Wahlberechtigten. Chef des Rats ist Italiens Aussenminister. Sein Generalsekretär lebt im 4400 Einwohner zählenden Tägerwilen im Thurgau.

Auf den Parkplätzen vor Schiavones Reihenhaus stehen Punto und Panda, vor der Haustür eine rote Vespa. Er kam mit 18 Jahren in die Schweiz. Secondo. Wurde Bunker. Und schrieb sich während 17 Jahren für die wöchentliche Seite «La Pagina Italiana» des Kreuzlinger Lokalblatts die Finger wund. (Seine Frau Angela machte für Redaktionsfeten jeweils die allerbesten Lasagnen und Tiramisus.)

Ob Ausländerbeirat in Kreuzlingen, Städtepartnerschaft in Italien oder Fussballübertragungen im «Centro Italiano» – die Integration seiner Landsleute in Politik, Wirtschaft und Kultur stand immer im Fokus. Miteinander. Ein echtes Mitglied der Partito Democratico und der Schweizer SP. So, wie es die Satzungen des CGIE postulieren: «Zur Verbesserung der Lage der Italiener im Ausland.» Das gelang so gut, dass sich die Ragazzi der mittlerweile vierten Generation oft nur wenig für Politik interessieren.

Schiavone bedauert das, zumal die Auslanditaliener eine potente Kraft darstellen. Alleine im Thurgau sind rund 20'000 Wahlberechtigte registriert, in der ganzen Ostschweiz mit Graubünden und

dem Fürstentum Liechtenstein insgesamt 60'000. Zum Beispiel: «Wäre es nach den Auslanditalienern weltweit gegangen, hätte Renzi die Verfassungsreform anfangs Dezember 2016 gewonnen. 67 der 8 Prozent Auslanditaliener haben Ja gestimmt, darunter ich», sagt Schiavone.

Dass sein Parteikollege Renzi («Kollege? Die Partito Democratico hat verschiedene Lager») scheiterte, sei nicht den dringend notwendigen Veränderungen des politischen Systems in Italien, sondern der arroganten Verknüpfung mit der Person des alten Premiers geschuldet. Insofern dürfe das Plebisitz keinesfalls als Absage an Europa verstanden werden: «Die Lira wird nicht wieder eingeführt.»

Bei den letzten Wahlen hätten Italienerinnen und Italiener im In- und Ausland klar Mitte links gewählt. Schiavone geht davon aus, dass dies auch bei vorgezogenen Neuwahlen 2017 oder regulären 2018 so wäre – Wishful thinking, seine Partito Democratico wird zu kämpfen haben. Und zwar mit den Rechtskräften von Forza Italia und Lega Nord einerseits, andererseits mit den schwer fassbaren Wischiwaschi-Populisten der Bewegung «Fünf Sterne». «In Italien hat sich seit 20 Jahren politisch nichts mehr bewegt. Nach Berlusconi und Renzi ist es nun endlich Zeit dafür.»

Hoffen wir auf die richtige Richtung.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau.



Interstaatliche
Maturitätsschule
für Erwachsene
St.Gallen/Sargans

www.isme.ch

Gymnasiale Matura für Erwachsene

Beginn Maturitätslehrgang:

- 1./3. Sem. im Januar 2018, Anmeldeschluss: 31. Oktober 2017
- 2./4. Sem. im August 2017, Anmeldeschluss: 30. April 2017



Info-Veranstaltungen 2017

St.Gallen: 26. Januar 2017, 19.30 Uhr,
Kantonsschule am Burggraben, Aula Altbau,
Eingang Burggraben

Sargans: 27. Januar 2017, 19.30 Uhr,
Kantonsschule Sargans, Zi. 24, Pizolstrasse 14

Chur: 25. Januar 2017, 19.30 Uhr,
Wirtschaftsschule KV Chur, Zi. G6, Grabenstr. 35

ISME, Rektorat
Magnihalden 7
9004 St.Gallen
Tel. 071 227 80 40

ISME
c/o Kantonsschule
7320 Sargans
Tel. 081 723 07 06

Passerelle für Universität / ETH

Beginn Passerellenlehrgang: 23. Oktober 2017

Anmeldeschluss: 1. März 2017

Vorkurs für die Pädagogischen Hochschulen SG / GR

Beginn Vorkurs PH: 14. August 2017

Anmeldeschluss: 1. März 2017

CHRISTIAN HÖRLER

Bis 19. März 2017

WUNDE®N

WERKE AUS DER SAMMLUNG MEZZANIN

Bis 7. Mai 2017

DIE ANTWORT IST

2. April – 12. November 2017

DAS UNGLÜCK DER FRAGE

28. Mai – 12. November 2017

WEIHNACHTS- AUSSTELLUNGEN

Ab 3. Dezember 2017



museum im lagerhaus.
stiftung für schweizerische **naive kunst**
und **art brut**.

Bis 12. März 2017

Dubbuffets Liste

Jean Dubuffets Kommentar zu Meisterwerken der
Sammlung Prinzhorn

Sonntag, 15. Januar 2017, 14.00 Uhr

Szenische Führung mit Reto Trunz

Sonntag, 22. Januar 2017, 11.00 Uhr

Öffentliche Führung

Di bis Fr 14.00 – 18.00 Uhr | Sa und So 12.00 – 17.00 Uhr

Geschlossen: 1. Januar 2017

Davidstrasse 44 | CH-9000 St.Gallen

T +41 (0)71 223 58 57 | www.museumimlagerhaus.ch

www.facebook.com/MuseumImLagerhaus

KMA | KHZH 2017



Heinrich Gebert
Kulturstiftung Appenzell

Appenzell
www.h-gebertka.ch



Kinok
Cinema in der Lokremise
Grünbergstrasse 7
CH-9000 St.Gallen
Reservierungen:
www.kinok.ch
oder +41 71 245 80 72

Eine Stadt wird 10 oder «Nei isch geil»

Rapperswil-Jona ist mit 27'000 Einwohnern die zweitgrösste Stadt im Kanton. Und die jüngste. Zarte zehn Jahre zählt die «Perle am Zürichsee». Beides ist der Fusion geschuldet. Am 01.01.2007 kam zusammen, was bereits untrennbar zusammengewachsen war. Ein Fremder konnte die Grenze zwischen Rapperswil und Jona unmöglich mehr erkennen. Eine politische Fusion erschien als Gebot der Vernunft. Doch noch 1999 spülten die Joner mit knapper Mehrheit eine Vereinigung die Jona hinab. Viele aus historischer Rache. Zu lange hatten die «Herren von Rapperswil» das Bauerndorf verschmäht.

Am Anfang stand Napoleon. 1798 verlangte der französische Besatzer die Einhaltung demokratischer Grundsätze und die Aufgabe aristokratisch kontrollierter Untertanengebiete. Das wohlhabende Rapperswil nahm das zum Anlass, sich des verarmten Vorhofes Jona zu entledigen. Die mehrmalige Bitte um Wiederaufnahme lehnten die hochmütigen Rapperswiler ab. Noch 1974 schlugen sie eine Fusion der Schulgemeinden aus. Und bemerkten nicht, wie sich das Blatt längst am Wenden war. Jona wuchs dynamisch, schloss Rapperswil geografisch ein. Gut 17'000 Einwohnern standen zur Jahrtausendwende 7500 gegenüber. Das schlug sich auch in den Steueretats nieder, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegten. Die Angst vor Steuererhöhungen war denn auch das greifbarste Argument bei den Joner Gegnern, als die Vereinigungs-Befürworter 2002 einen neuen Anlauf nahmen. Ansonsten dominierten diffuse Eigenständigkeitsparolen. Verdichtet im Plakat «I ❤️ Jona». Irgendwann verstiegen sich die Gegner gar zu einem «Nei isch geil».

Dass bei den eingefleischten Jonern Emotionen im Spiel waren, merkte der Chef des Pro-Fusions-Komitees spätestens, als mit Kot verschmierte Flyer in seinem Briefkasten landeten. Der damalige Joner Gemeindepräsident Beni Würth – ein Auswärtiger – wartete dagegen mit eher kopflastigen Ideen auf. Als Namen für die vereinigte Stadt schlug er ein modernistisches «Rapperswil-Jona» vor. Ob er damit die Stadt zum Informatik-Hotspot proklamieren wollte, blieb unbekannt.

Bekannt ist heute, dass die Steuern nicht gestiegen sind, nachdem sich die Joner beim zweiten Anlauf überwinden konnten – im Gegenteil. Von 114 Prozent gings stetig abwärts. Ab diesem Jahr sind es noch 80. Auch sonst kann heute niemand ernsthaft behaupten, die Vereinigung sei ein Fehler gewesen. Das wohl grösste Übel der Stadt konnte indes auch die Fusion noch nicht lösen. Das Verkehrsproblem. Daran ist Beni Würth nicht unschuldig. 2011 verliess er die Stadt für höhere Weihen. Im Führungsvakuum scheiterte im selben Jahr ein Tunnelprojekt an der Urne.

Den Rest der St. Galler kann es freuen. Sie erhielten einen tüchtigen Regierungsrat und sparten rund 1 Milliarde Franken. Etwa so viel Geld wollte man am Obersee verlochen. Für den Tunnel gibt es inzwischen einen neuen Anlauf. Ob er jemals kommen wird, steht in den Sternen. Während der Fusionsfeierlichkeiten Mitte August wird das Verkehrsproblem zumindest temporär verdrängt. Die Hauptstrasse auf der Ost-West-Achse soll dann auf 600 Metern gesperrt werden. So bringt die Fusion doch noch die erhoffte Verkehrsberuhigung. Zumindest ein Wochenende lang.

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz».

Wir haben Sakine, Fidan und Leyla nicht vergessen



Bild: Ladina Bischof

Am 9. Januar 2013 wurden die kurdischen Politikerinnen Sakine Cansız, Fidan Doğan und Leyla Şaylemez in Paris im Auftrag des türkischen Geheimdienstes MIT ermordet. Damit stieg die Zahl jener, die in Paris aufgrund ihrer politischen Einstellung und Betätigung überwiegend im Auftrag eines Staates ermordet wurden, auf 25 an. Darunter waren auch libanesische, tunesische, palästinensische und tamilische Staatsangehörige.

Ziel und Botschaft dieser Morde sind meist gleich: Einschüchterung, Vereitelung von Friedens- und Demokratisierungsprozessen, Zerstörung von Hoffnungen auf Freiheit und Selbstbestimmung. Gleich ist auch die fehlende Aufklärung der Morde beziehungsweise die fehlende Verurteilung der Täter und ihrer Auftraggeber. Die Fälle werden rasch ad acta gelegt.

Im Fall der drei kurdischen Politikerinnen konnten die umfangreichen Anstrengungen und weltweiten Proteste der Kurden und Kurden diesen Werdegang stoppen. Jahr für Jahr strömten zehntausende Menschen am Todestag nach Paris, Woche für Woche versammelte man sich vor den französischen Botschaften in Europa: für die Aufklärung der Morde, die Verurteilung des Täters und die Dechiffrierung der Auftraggeber.

Der mutmassliche Täter, Ömer Güney, wurde am 17. März 2013 festgenommen. Die Untersuchungen haben fast drei Jahre gedauert und waren begleitet von zahlreichen Zwischenfällen. So wurde etwa bei einem Einbruch in das Haus der zuständigen Richterin der Computer mit Unterlagen zum Fall gestohlen. Auch ein Fluchtversuch des mutmasslichen Mörders mit externer Hilfestellung nährt Zweifel. Die Verbindung Ömer Güneys zum türkischen Geheimdienst ist den Akten zu entnehmen.

Nun sind die Untersuchungen abgeschlossen. Der Prozess in Paris ist für den Zeitraum vom 23. Januar bis zum 2. März angesetzt.

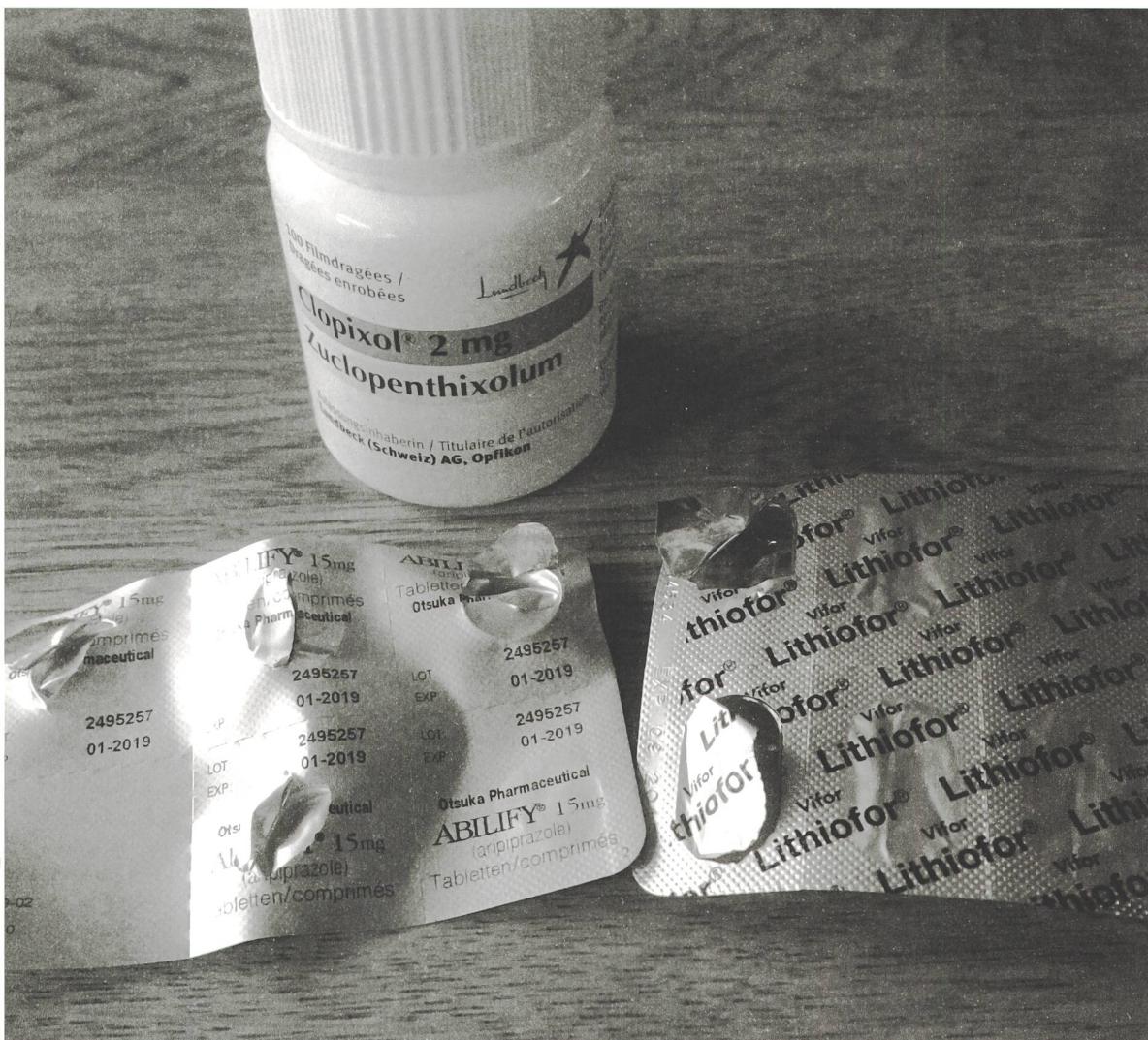
Wir, das kurdische Frauenbüro für Frieden – Ceni e.V., rufen zur Prozessbeobachtung auf: Lasst uns unsere Forderung nach Wahrheit und Gerechtigkeit in Paris vereinen und unüberhörbar machen. Der Ausgang dieses Prozesses wird nicht nur für den konkreten Fall von Bedeutung sein, sondern auch für alle vorherigen politischen Morde, die auf Aufklärung warten, genauso für bevorstehende.

Lasst uns den Gerichtssaal bei jedem Verhandlungstag füllen und auf diese Weise zeigen: Wir haben Sakine, Fidan und Leyla nicht vergessen und das Verbrechen nicht vergeben.

In diesem Sinne erneuern wir unseren Appell an alle Frauen, für die Werte wie Frieden, Demokratie, Gerechtigkeit und Freiheit unverzichtbar sind, sich am 8. und 15. Februar als Prozessbeobachterinnen mit der Forderung nach «Aufklärung und Gerechtigkeit» zu beteiligen.

Gülistan Aslan, 1979, übernimmt von dieser Ausgabe an die Stimmrecht-Kolumne. Sie ist vor eineinhalb Jahren aus Bitlis (Kurdistan) in die Schweiz gekommen, lebt in Herisau und ist Co-Präsidentin des Demokratischen Kurdischen Gesellschaftszentrum St.Gallen und beim kurdischen Frauenbüro für Frieden e.V.

Radost – Wenn Richard eine Reise tut



Gericht, Kliniken, Gefängnis, Frauen, Ex-Frauen, Kinder, zerbrochene Scheiben und fliegende Fernseher. Wer unter einer psychischen Störung leidet, erlebt oft Wahnsinniges. Zum Beispiel Richard.

TEXT: FRÉDÉRIC ZWICKER

Radost ist tschechisch und heisst Freude. Richard* sieht in dem Wort aber noch etwas anderes. Zwei Wörter nämlich: Rad und Ost. Und deshalb beschliesst der untrainierte Velofahrer im Sommer 2001, sich auf sein Cannondale-Citybike zu setzen und gen Osten zu radeln. Am ersten Tag fährt er vom Zürichsee bis Ravensburg, rund 120 Kilometer weit. Die weiteren Etappenziele sind Augsburg, Regensburg, Pilsen und am fünften und letzten Tag, nach 700 Kilometern, Prag, die finale Destination, wo er zwei Tage später seine zukünftige Frau und Mutter seiner Tochter und noch zukünftigere Ex-Frau Pavla kennenlernt und wo er noch einmal zwei Tage später ins Gefängnis geworfen wird.

Richard leidet an einer schizoaffektiven Störung. In der Beurteilung und Schlussdiagnose im Austrittsbericht der Psychiatrischen Klinik Schlossli in

Oetwil am See heisst es am 24. Februar 2009: «Bekannte schizoaffektive Störung. Die Anamnese zeigt bei manischen Exazerbationen eine verbale und sexuelle Enthemmung mit bedeutendem Fremdgefährdungspotential, welches vom Patienten jedoch bei Stabilisierung gut reflektiert werden kann. Die gegenwärtige Exazerbation ist am ehesten mit der Scheidung im Zusammenhang zu sehen. Andere Auslöser liegen nicht vor. Psychiatrische Diagnosen nach ICD 10: Schizoaffektive Störung, gegenwärtig manisch F25.0.»

Eine schizoaffektive Störung beinhaltet Symptome von Schizophrenie sowie einer manisch-depressiven Störung. Dabei muss man aufpassen: Schizophrenie wird häufig mit einer multiplen Persönlichkeitsstörung verwechselt, woran diverse Hollywood-Filme sicher nicht unschuldig sind. Wer schizophren ist,

wechselt aber nicht von einer Persönlichkeit zur anderen. Es treten bei ihm vielmehr eine Vielzahl von Symptomen auf, die häufig Wahnvorstellungen, beispielsweise Verfolgungswahn oder Paranoia, Halluzinationen oder das Hören von Stimmen beinhalten können.

Ein guter Junge

Richard wird im Herbst 1967 geboren und entpuppt sich bald als ein Kind, dem die Zukunft leicht von der Hand gehen sollte. In der Schule reüssiert er mit Leichtigkeit, außerdem ist er ein talentierter Athlet. Er besucht das Gymnasium an der Stiftsschule in Einsiedeln, leistet seinen Militärdienst und begibt sich im Anschluss auf eine ausgedehnte Südamerikareise. Zurück in der Schweiz nimmt er sein Maschinenbau-Studium an der ETH in Zürich in Angriff. Eine typische Geschichte eines intelligenten jungen Mannes.

Nichts lässt vorausahnen, was im Winter 1992 seinen Anfang nimmt. Auf der Rückfahrt von der Ibergeregg im Kanton Schwyz sieht Richard eine Polizeipatrouille am Strassenrand, stoppt sein Auto, steigt aus und sagt zu den Polizisten: «Es ist eine Schweinerei, wie man als Zürcher im Kanton Schwyz behandelt wird.» Die verwirrten Polizisten nehmen ihn mit auf den Posten. Als ein Beamter das Protokoll tippt, kickt der ehemalige 1.-Liga-Fussballer Richard die Schreibmaschine vom Tisch.

Dieser Ausbruch beschert ihm seinen ersten von rund 20 Fürsorgerischen Freiheitsentzügen. Er landet im Hochsicherheitstrakt der Klinik für Integrative Psychiatrie in Rheinau bei Schaffhausen. Es ist der Beginn seiner psychischen Erkrankung, die ihn zwischen 1992 und 2009 rund 25 Mal in verschiedene Kliniken führt – meist unfreiwillig, gegen Ende häufiger aus eigenem Antrieb –, eine Zeit, in der durch, um und für Richard recht vieles in Scherben geht. Physisches wie Metaphysisches. Eine Zeit aber auch, auf die er heute sehr reflektiert und immer wieder laut lachend zurückblickt. Denn wer Richard kennt, der weiß eines: Richard ist ein wandelndes Witzlexikon, ein sehr lustiger Zeitgenosse und ein aussergewöhnlich liebenswürdiger Mensch.

«Vom ersten zum letzten Joint»

Richard ist recht gross gewachsen, graue Haare, manchmal grauer Bart. Die Psychopharmaka, die er einnimmt, haben seinen Bauch wachsen lassen. Er verschluckt mal eine Silbe, seine Hände zittern ganz leicht, was ihn nicht hindert, ein guter, treffsicherer Dart-Spieler zu sein. Die meisten, die Richard kennen – und das sind in der Region sehr viele –, werden sich erinnern, dass sie ihn als Witz-Erzähler kennengelernt haben. Er hat unzählige davon im Köcher und scheut sich nicht, ganze Salven abzuschiessen. Auch nach Jahren hört man immer wieder neue.

Richard wohnt an der Goldküste am Zürichsee. Mehrmals wöchentlich ist er aber in Rapperswil, spaziert durch die Stadt, grüßt links und rechts, trinkt im Bistro Inä einen Kaffee, im Bären ein Bier und anschliessend eine Limo, kauft im Board- und Kleiderladen Esperanto ein oder ist einfach dort, um ein bisschen mit den Besitzern zu schwatzen. Häufig sieht man ihn mit seinem fünfjährigen Sohn, um den er sich im gemeinsamen Sorgerecht kümmert. Das wäre vor einigen Jahren noch un-

denkbar gewesen. Nach der Geburt seines Sohnes im Jahr 2011 war er ein letztes Mal für wenige Tage in der Klinik. Es waren meist die besonders emotionalen Erfahrungen, die Episoden ausgelöst haben.

«Struktur ist das wichtigste», sagt Richard. «Früher habe ich vieles getan, was mich aus der Struktur herausgerissen hat.» Schlaflose Nächte, Partys, Drogenkonsum. «Es ist wohl nicht falsch zu sagen, dass meine Krankheit vom ersten bis zum letzten Joint dauerte.» Rein in die Klinik, abfedern des Manie-Schubs mit einer «Neuroleptika-Dusche» («wandelnde Leiche durch die hohe Medikamentendosis, aber ich kann das nicht kritisieren, sehe keinen anderen Weg»), stabilisieren, Medikamente einstellen, auf den Austritt vorbereiten. Dann der Austritt, zurück zu den Partys, zum Kiffen. Viele Freunde sind nicht eben hilfreich. Sie ändern ihre Gewohnheiten nicht für Richard, er schliesst sich ihnen wieder an, bis ihn der nächste Schub zurück in die Klinik bringt. «Drehtür» nennt Richard diesen Teufelskreis.

«Ich war nicht einsichtig, wie wichtig ein solider Lebenswandel ist, dass es die Medikamente braucht, das Kiffen nicht verträgt», erzählt er rückblickend. «Die Pfleger und Ärzte sagen, man solle unbedingt etwas machen, bei Kollegen arbeiten, irgendwas. Nur nicht rumsitzen und kiffen.»

Die «Drehtür» verzögert Richards Studium. Er beginnt ein Praktikum an der ETH, wo er am Computer ein Programm optimieren soll. «Ich war ein absoluter Computer-Banause und hatte keine Ahnung, wie ich die Aufgabe erfüllen könnte. Ich sollte jeweils fünf bis sechs Stunden am Arbeitsplatz sein. Ich starrte in diesen Stunden auf den Bildschirm, bis der Bildschirmschoner auftauchte.»

Der Druck wird so gross, dass er in eine Depression verfällt. «Ich stand an.» Im dritten Jahr bricht er sein Maschinenbau-Studium ab. 1993 fängt er an, Volkswirtschaftslehre zu studieren. «14 bis 15 Semester dauerte das Studium. Die Dozenten sagten, bei mir sei das Wissenschaftliche sehr schlecht, das Intuitive aber sehr gut.» So studiert er. Er lernt viel, aber nicht systematisch. «Selten habe ich die Texte ganz durchgelesen. Es gelang mir eben intuitiv, richtige Antworten zu finden. Aber mir fehlte die formale Grundlage, sie zu begründen.» Im letzten Jahr ist er nur noch selten an der Uni und besucht die Vorlesungen nicht. Dennoch schliesst er im Jahr 2001 sein Studium erfolgreich ab. Zeit für Radost.

Vom Schlagstockregen in die Kaltwassertraufe

Richard hat einen Nachbarn, der zum guten Freund wird, ein Tscheche aus Brünn im Alter seines Vaters. «Der grösste Hippie, den ich je gesehen habe.» Richard hat ihn 1995 in einer mit Freunden eröffneten Bar kennengelernt. Sie spielen Schach und diskutieren über Gott und die Welt. Der Tscheche hat für das Magazin «Du» fotografiert. Von ihm lernt Richard ein wenig Tschechisch. Auch das Wort Radost. Die Idee der Fahrradtour entsteht. Richard kauft Fahrradtaschen und schwingt sich in den Sattel. Die sportlichen Jahre sind vorbei. In einer manischen Phase radelt er los. Durch die Manie erklärt er sich heute die wahnsinnige körperliche Leistung. Das Ziel ist eine Unterkunft direkt an der Karlsbrücke. Sein tschechischer Freund hat ihm davon erzählt.

«Es war eine wunderschöne Reise, von der ich viel mitgenommen habe.» Die körperliche Überanstrengung – Richard nennt das «Hypertraining» – bewirkt, dass er in Prag drei Nächte hintereinander nicht schlafen kann. In der zweiten Nacht ist er in einem Club. Er geht auf den Händen durchs Lokal und lernt so Pavla kennen, die in einem Frauenhaus aus kommunistischen Zeiten im ehemaligen Arbeiter- und Industriequartier Smichov wohnt, wo auch viele Roma leben. Die strikten Hausregeln sind inzwischen aufgeweicht. Pavla nimmt Richard bei sich auf. Weil dieser aber nicht schläft und laut ist, stellt sie ihn nach zwei Nächten auf die Straße. «Ich bin wütend davongezottelt, habe eine Bierflasche aufgelesen und sie in eine McDonalds-Scheibe geworfen.» Die Scheibe zerbricht. Ein Polizist sieht das und folgt Richard. Auf einer Casino-Toilette nimmt er ihn fest. Richard kann sich nicht ausweisen. Seinen Pass hat er am Vortag in die Moldau geschmissen, das Portemonnaie hat er verloren.

Richard kommt in Untersuchungshaft in ein Prager Gefängnis, wo er drei Wochen lang festgehalten wird. Er kriegt keine Medikamente, brüllt in seiner Zelle rum und flutet sie mit Wasser. Einmal verprügeln ihn zwei Polizisten mit Schlagstöcken. Einmal übergießen sie ihn mit einem Kübel voll kaltem Wasser. Nach drei Wochen wird er nach Brünn verlegt. «In ein Gefängnis für Psychos», wie er sagt. Nach einer Woche bringen sie ihn wieder für zwei Wochen ins Prager Gefängnis, bevor er nach sechs Wochen als Zwangsmassnahme endlich in eine Psychiatrische Klinik kommt. Vier Wochen lang. Inzwischen 12 Kilogramm leichter. «Ich habe fast nichts zu essen gekriegt.»

Seine damalige Schweizer Freundin macht sich mit einer Freundin auf die Reise nach Prag. Sie suchen nach ihm und finden ihn endlich. Einen halben Tag lang dürfen sie in der Klinik bei ihm sein. Seiner Freundin fällt auf, dass er am ganzen Körper blaue Flecken hat. Die Folgen der Schlagstockbehandlung durch die Polizisten. Richard sagt: «Ich kann nicht sehr detailliert Auskunft geben, weil ich diese Zeit nicht sehr detailliert erlebt habe.»

«Ein schönes Töqli»

Pavla besucht ihn fast jeden Abend, bringt Tabak und anderes für alle «Insassen». Sie ist für die McDonalds-Scheibe aufgekommen. Nach seiner Entlassung verbringt er noch eineinhalb Tage mit ihr. Dann kommen sein Vater und sein Bruder, um ihn in die Schweiz zu holen. Der Vater bezahlt Pavla die Scheibe. «Ich habe fünf bis sechs Tage nicht geduscht. Die letzte Nacht war eine Freinacht. Im Auto hat es ziemlich gestunken.» Aus der tschechischen Psychiatrie («Nicht schlechter als in der Schweiz, aber mit viel bescheideneren Mitteln. Allerdings kenne ich die Erfolgsquoten nicht.») kommt er nach Hause und zieht bei seinem Bruder ein. Die Beziehung zur Schweizer Freundin ist inzwischen beendet. Er telefoniert oft mit Pavla, verfällt in eine Depression. Dann wird heiraten ein Thema.

Pavla besucht ihn in der Schweiz, er besucht sie in Prag. Am 5. Juli 2002 heiraten sie auf dem Standesamt. Sie ziehen nach Rapperswil, wohnen dort zehn Monate und übersiedeln dann nach Prag. Am 2. Februar 2004 kommt ihre Tochter zur Welt. Bis 2009 wohnen sie in Prag. Richard arbeitet bei einer Organisation, die für Be-

hinderte Arbeit sucht. Er lernt tschechisch und viele Leute kennen, mit denen er teilweise heute noch Freundschaften pflegt. In Krisenzeiten konsumiert er bei einigen Gelegenheiten Koks. «Eine Rakete für die Krankheit.» Einmal, Pavla hat mit der Tochter die Wohnung verlassen und ist bei ihrer Mutter, trägt er den Fernseher in den oberen Stock und wirft ihn vom Balkon. Der Fernseher implodiert. «Das gab ein schönes Töqli». Am selben Tag muss dieselbe McDonalds-Scheibe, die er schon einmal malträtiert hat, ein zweites Mal dran glauben. Auch eine Starbucks-Scheibe wirft er einmal ein.

Nach der Fernseher- und Scheibengeschichte wird er wieder festgenommen. Er hat zwei Metallica-Tickets dabei, die er einem Polizisten schenkt. «Der war Metallica-Fan und hatte richtig Freude.» Zu den Scheiben stellt er sich heute die Frage: Hat er im manischen Schub die Scheiben aus antiimperialistischem Protest zertrümmert? Oder waren die Scheiben schlicht zur falschen Zeit am falschen Ort?

2009 wird seine Ehe mit Pavla geschieden. «Ich kann heute verstehen, dass sie manchmal Angst vor mir hatte und unsere Tochter schützen wollte.» Damals löst die Scheidung aber die eingangs im Entlassungsprotokoll beschriebene Episode aus.

«Es brännt, es brännt!»

Richards Ausfälligkeiten bringen ihn auch vor Gericht. Ihm wird ein Fremdgefährdungspotenzial diagnostiziert. Einmal ist eine ältere Frau wütend auf ihn, verfolgt ihn im Treppenhaus, bewirft ihn mit Schuhen, schlägt ihn mit einer Kochkelle. Er dringt zu ihr in die Wohnung, packt sie an der Hand, wobei sie sich einen Finger verstaucht. Dann reißt er das Telefon aus der Wand und geht. Einmal entreisst er einem Angestellten des Bahnsicherheitsdienstes in Tiefenbrunnen das Funkgerät. Der rennt ihm nach und sprayt ihm Pfefferspray ins Gesicht. Richard springt mit den Kleidern in den See. Als er wieder rauskommt, fesselt ihn der Sicherheitsmann mit Handschellen an den Steg. Die Polizei nimmt ihn auf den Posten und lässt ihn wieder laufen. Richard geht nach Hause, ruft die Feuerwehr an und sagt: «Es brännt, es brännt!». Er meint damit den Pfefferspray, der in seinen Augen brennt. Um ein Uhr morgens fährt das Löschauto mit Blaulicht vor. Kostenpunkt 1400 Franken.

Einmal sitzt er in einer Bar in Zürich und fragt einen anderen, ob der mit dem Auto nach Paris fahre. Jener, ebenfalls einer mit psychischen Problemen, einer mit einem Drogenproblem, antwortet: «Ja.» Sie fahren im Auto des anderen los. Auf der dreispurigen Autobahn – alle Spuren besetzt – fährt der andere mit 180 ins hinterste Auto auf der mittleren Spur. Sie fahren weiter. Bei Uster kommt es zum Selbstunfall. Das Auto landet auf dem Dach, die beiden Manischen im Spital in Wetzikon. Während Richard im Zimmer bleibt, begibt sich der andere auf die 5. Etage, um sich am Medikamentenschrank zu bedienen. Die Polizisten befragen Richard, wollen wissen, wer der andere sei. Er antwortet: «Simone de Beauvoir.» Er wollte ja immerhin nach Paris.

Die gefährliche Müdigkeit

Heute sagt Richard: «Ich bin wahnsinnig froh, dass ich nie jemanden ernsthaft verletzt habe.» Mit Ausnahme

der kurzen Behandlung nach der Geburt seines Sohnes ist Richards Zustand seit sieben Jahren stabil. Und mehr als das: Richard geht es gut, er ist zufrieden. Er rechnet nicht mit einer weiteren Episode. Und er beobachtet, dass sein Wohlbefinden sich weiterhin steigert. «Solange ich es mit dem Konsum von Rauschmitteln so halte, wie jetzt, sehe ich keine Gefahr.» Richard hat seit 2011 nicht mehr gekifft. Auch nicht geraucht, noch andere Drogen konsumiert. Alkohol trinkt er zwar. Aber sehr kontrolliert. Abwechselnd mit nicht-alkoholischen Getränken. Er habe keine Lust mehr, sich zuzudröhnen.

«Als Auslöser für eine Episode braucht es einen emotionalen Cluster. Eine Trennung, Scheidung, Geburt.» Die Trennung von der Mutter seines Sohnes hat er ohne Schub überstanden. Und durch die jahrelange Erfahrung ist er aufmerksamer und vorsichtiger geworden. «Es ist sehr wichtig, sofort zu reagieren, wenn ich merke, dass es hoch oder runter geht. Ich habe deshalb immer die richtigen Medikamente in Reserve.»

Es gebe verschiedene Arten von Müdigkeit. Eine körperliche und eine geistige. Aber auch jene Müdigkeit, bei der die Gedanken anfangen zu springen, assoziativ zu werden. Das ist die gefährliche Müdigkeit. Schlaf ist sehr wichtig. «Der Rhythmus ist für mich entscheidender als die Dauer.»

Richard blickt also zuversichtlich in die Zukunft. Auch seine Familie, die Eltern und Geschwister, sind sehr erleichtert, dass er jetzt stabil ist. In anderen Fällen braucht das noch etwas mehr Zeit. Seine Tochter, die er alle drei bis vier Monate besucht, darf er nur in Begleitung der Mutter sehen. Zu tief sitzen die bedrohlichen Erinnerungen. Mit der Mutter seines Sohnes werde das Verhältnis besser. Richard sagt, er bemühe sich,verständnisvoller zu sein und seine eigenen Bedürfnisse mehr in den Hintergrund zu rücken. Sein Sohn bedeutet ihm alles, die Tatsache, dass er sich um ihn kümmern kann, selbständig, ohne Kontrolle, macht ihn glücklich.

Arbeit macht gesund

Richards Situation ist speziell. Sein Vater ist Mitbegründer einer Firma, der ein steiler Aufstieg gelang. Ab dem Jahr 1995 oder 1996 muss er sich deshalb keine finanziellen Sorgen mehr machen. Er erhält Dividenden aus einem Aktienvermögen, die ihn bei stabiler Geschäftslage auch ohne Arbeit bis ans Lebensende komfortabel haushalten lassen sollten. Aber das will er nicht. «Geld macht Dinge möglich. Viel wichtiger als Geld ist die Gesundheit. Psychische Gesundheit erlangt man durch Arbeit.» Es müssen nicht fünf Tage Arbeit in der Woche sein, sagt er. Aber es braucht eben diese Struktur, an der man sich festhalten kann. Ob das allgemein oder typenspezifisch sei, wisse er nicht. Er geht aber davon aus, dass diese Wahrheit, die er für sich erkannt hat, eine allgemeine ist.

Richard hat mit einem Freund ein eigenes Geschäft gegründet. Sie verleihen und vermieten Geräte für die Gastronomie. Er führt fürs Unternehmen die Bücher, ist aber auch viel unterwegs, schaut vorbei, ob alle zufrieden sind. Dieser Job beschäftigt ihn circa drei Tage die Woche. Richard ist ein sehr geselliger Mensch. Hadert er mit seinem Schicksal? Mit seiner Krankheit? «Nein. Ich hadere einzig damit, dass ich nicht früher eingesehen habe, wie selbstdestruktiv mein Verhalten

war, wie negativ mich das Kiffen beeinflusst hat.» Fühlt er sich stigmatisiert mit seiner Krankheit? Richard verbirgt sie nämlich nicht, erzählt offen davon. Das ist ihm sogar sehr wichtig. «Es ist besser für die Leute, wenn sie es wissen», sagt er.

Feind Fernseher

Obwohl er so gesellig ist, ist es ihm wichtig, allein, Teilzeit mit seinem Sohn zu wohnen. «Unnötige Querelen ganz feiner Art sind mir schon recht zuwider.» Aber er lädt immer wieder Leute ein, organisiert in seiner Wohnung Feste, grilliert mit Freunden im Garten hinter dem Haus. Man sieht Richard nicht an, dass er sich einiges leisten könnte. Aber er organisiert mal ein Konzert, lädt ein Prager Klassik-Ensemble in die Schweiz, kauft einem jungen Künstler ein Bild ab.

Einen Fernseher hat er übrigens nicht mehr, seit er seinen letzten vom Balkon geworfen hat. Er erträgt Fernsehen schlecht. Ihn stört, dass einem dabei etwas vorgegaukelt wird. «Wenn ich in einem Film einen verdursten sehe, dann kann ich mich darauf nicht einlassen, weil ich weiß, dass da ein Kameramann steht, der ihm zu trinken geben könnte.» Ohne Fernseher hat er mehr Zeit, in der er unterwegs ist. «Ich habe viel mehr Begegnungen, die gefallen können oder nicht. Aber das ist die Realität, die man nicht einfach abschalten kann.» Einzig Sport schaut er manchmal. Mühe hat er auch mit lesen. Aus denselben Gründen. «Vielleicht hat sich bei mir durch die Krankheit eine Abwehrhaltung gegen Fremdbestimmung eingestellt.»

Noch einmal zum Geld. Das Erbe sei einer der einschneidendsten Momente in seinem Leben gewesen. Das Geld ermögliche ihm, nicht nur über Ideen nachzudenken, sondern sie zu verwirklichen. «Etwas Gemachtes hat mehr wert als etwas Gedachtes.» Richard schreibt seine Erfahrungen und Gedanken auch auf. Er verarbeitet Erlebtes in Gedichten. Das sei durchaus auch eine pragmatische Herangehensweise. «In einer Krisensituation ist alles Gedachte weg. Was aber aufgeschrieben ist, das bleibt erhalten.»

Für Richard ist Radost heute nicht mehr seine Fahrradtour nach Prag. Heute sieht er seine ganze Krankheitsgeschichte als Reise, die in eine erfreuliche Richtung führt, aber noch nicht abgeschlossen ist. «Freude empfinde ich jetzt, wenn ich daran denke, dass ich es aus eigener Kraft geschafft habe, aus meinen destruktiven Verhaltensmustern auszubrechen.» Er sei von einem Querulant zu einem Menschen geworden, auf den sich andere verlassen können, auf den er sich auch selber verlassen könne. «Das ist für mich Radost.»

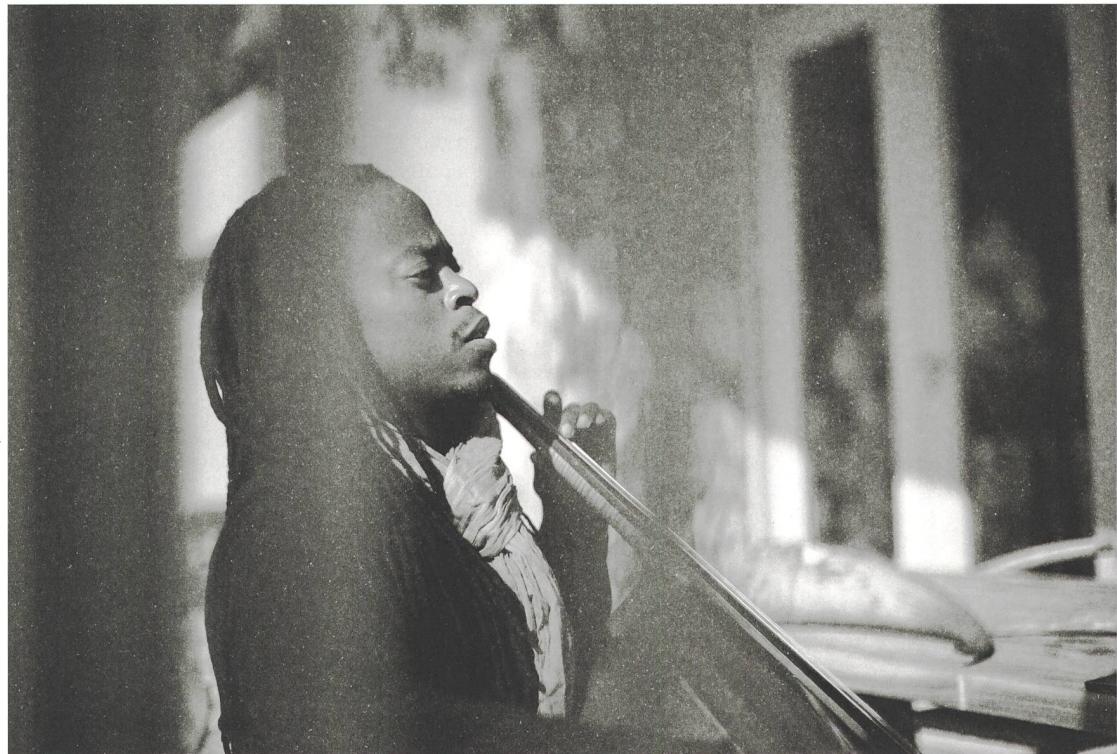
*Name geändert

Frédéric Zwicker, 1983, ist Saiten-Redaktor.

«Musik ist eine unaufhörliche Geburt»

Tsepo Pooe über sein «koloniales Cello», den Performance-Zwang im Westen und Johannesburg nach der Abenddämmerung.

INTERVIEW: GEORG GATSAS, BILD: CHARLES HENRY FRIZON



Georg Gatsas: Können Sie mir kurz Ihren Lebenslauf schildern?

Tsepo Pooe: Ich wurde in der Township von Soweto geboren, ganz in der Nähe des berühmten Soweto Theatre. Meinen Vater kannte ich nicht, er verschwand spurlos, als ich drei Jahre alt war. Meine Kindheit und meine Jugend waren dementsprechend hart, ich bin in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen. Beklagen will ich mich aber nicht, so geht es dem grössten Teil der Menschen in Südafrika, nichts ist einfach. Wenn man etwas erreichen will, muss man sehr hart an sich arbeiten. Es gibt etliche Hindernisse zu überwinden.

Wie kamen Sie unter diesen Bedingungen dazu, Cello zu spielen?

Ich hatte das Glück, eine englische Schule zu besuchen, wo auch Weisse und Kinder anderer Nationalitäten unterrichtet wurden. Dort erblickte ich das erste Mal ein Cello – und wollte es unbedingt spielen. Zuerst musste ich mich aber selber austricksen: Wenn man von einem Ort kommt, wo nie eine Geige oder ein Cello gespielt wird, empfindet man die Form und Gestalt solch klassischer Instrumente als sehr unzugänglich. Die Violine sieht sehr elegant aus, das Cello begehrenswert – zu perfekt für einen Menschen wie mich, der aus schwierigen Verhältnissen kommt. Und ja, für mich wirkte es auch sehr kolonial, nur schon den Anblick empfand ich als Symbol der Unterdrückung. Als ich es aber in den Händen hielt und zu spielen anfing, war ich verzaubert vom unerhörten Sound des Cellos. Es war grossartig. Ich wurde besessen vom Sound. Seitdem habe ich aufgehört, mich selbst zu begrenzen – alles ist möglich, nichts ist unmöglich.

Sie hatten auch die Möglichkeit, damit nach Europa zu reisen.

Dank dem Internet und meinem ersten Smartphone. Ich suchte nach dem Stichwort Cello und landete auf der Homepage der Oxford Cello School. Unverzüglich bewarb ich mich und erhielt die Zusage, an einem Workshop teilzunehmen. Das war 2010. Als ich dort die alten englischen Häuser und Schlösser sah, konnte ich das Cello auch in einen kulturellen Bezug setzen, was vorhin nicht der Fall war. Ein paar Jahre später hatte ich auch die Möglichkeit, in der Berliner Philharmonie, im Concertgebouw in Amsterdam und in der Laeiszhalle in Hamburg zu spielen. Es war unglaublich. Ich kannte die Orte nur von YouTube, wo ich immer nach klassischen Konzertaufnahmen suchte. Diese haben mich auch auf den nächsten Plan gebracht: Ich will nächstes Jahr ein Studium als Dirigent in Europa beginnen.

Was haben Sie sonst in Zentral- und Nordeuropa erlebt oder beobachtet, das Sie zum Nachdenken brachte?

Wenn du in Zentral- oder Nordeuropa aufwächst, wirst du in Systeme gedrängt. Dein Leben ist vorbestimmt. Um ein überspitztes Beispiel zu machen: Im Alter von sechs Monaten wirst du wahrscheinlich schon die erste Yoga-Stunde besuchen. Du wirst also schon früh zu einer Person geformt, gegen die du später entweder ankämpfst oder die du – höchstwahrscheinlich – sein wirst. Die Leute sind absorbiert mit strikten Zeitplänen. Jeder hat etwas Bestimmtes zu einem bestimmten Zeitpunkt zu tun, es gibt keine Pausen, keine Leerstellen. Kinder wachsen auf wie CEOs, ihre Väter

und Mütter sind wie Sekretärinnen, die sie mit bestimmten Aktivitäten auf Trab halten. Wenn du ständig in dieser Geschwindigkeit mit dir selber beschäftigt bist, wirst du mit 30 oder spätestens mit 40 sehr unzufrieden sein. Denn du hast schon alles, nur eines nicht: Zeit, mal kurz über dein Leben und deine Umgebung nachzudenken.

Was sind Ihrer Meinung nach die Folgen davon?

Die Einstellung zum Leben ist insgesamt verzerrt. Darum findest du Leute in den 30ern, die nicht wissen, was sie mit ihrem Leben anstellen sollen oder überhaupt keine Ahnung haben, wie die Welt tickt. Weil sie alles immer ganz schnell konsumiert und aufgesaugt und sich so ein absolutes Vakuum geschaffen haben. Dieser gesamte Individualismus überträgt sich auf die Integrität einer Person, auf das Verhältnis zu ihren Mitmenschen, zu Beziehungen, zur Liebe, zum Selbstbewusstsein. Mit allen Mitteln wird sie versuchen, einen Sinn für sich selbst zu finden und zu beanspruchen, aber findet ihn und sich dann doch nicht.

Das sind auch die Nebeneffekte des Kapitalismus in den europäischen Ländern und den USA. Denken Sie, dass der Kapitalismus sich auch in Südafrika weiter manifestieren wird, nun aber stärker zugunsten der schwarzen Bevölkerung?

Nun, ich bin dafür, dass die afrikanischen Länder Sanktionen gegen die europäischen Staaten und die USA erheben sollen. Wir verdienen ja nichts an den Exporten der seltenen Erden, Mineralien und anderen Rohstoffen. Und ja, ich glaube, der Kapitalismus wird Südafrika in Zukunft dominieren. Die erste Welle davon ist bereits vorbei, es gibt mittlerweile sehr gut verdienende Schwarze und eine schwarze Mittelschicht. Leider wird er auch die Gesellschaft spalten. Das sieht man beispielsweise schon daran, dass an der Bar immer einer sitzt, der ein teureres Markenbier oder einen Dom Pérignon bestellt und sich nicht mit einem herkömmlichen Bier zufrieden gibt. Leider vergessen solche Typen schnell Südafrikas arme Bevölkerung und die jahrhunderte-lange Unterdrückung der Schwarzen. Es sind jetzt gerade wieder neue Gesellschaftsschichten am Entstehen, die die südafrikanische Bevölkerung zu spalten drohen. Was ich noch klar stellen will: Ich gehe nicht nach Europa, um mit einer weiteren Ausbildung reicher zu werden, sondern weil ich wissbegierig bin.

Die Kunst, die Musik und andere Disziplinen in Europa und im restlichen Westen haben schon seit einigen Jahren das Problem, dass die Avantgarde sich aufgelöst hat. Es gibt keine politischen und künstlerischen Bewegungen, die sich durch eine besondere Radikalität gegenüber bestehenden politischen Verhältnissen oder vorherrschenden ästhetischen Normen auszeichnen. Wie sehen Sie das?

Ich glaube, wir bewegen uns künstlerisch nicht mehr in grossen Brüchen, sondern in Mikrophasen, die wir erst rückblickend als solche erkennen und zwar global, weil alles dank neuen Technologien ganz schnell beginnt und wieder aufhört. Ich frage mich auch, was nach diesen Miniphasen kommt.

Zu Afrika: Unser kreativer Ausdruck hatte nie den Anspruch, als Kunst angesehen zu werden. Wenn jemand hier sein Haus bunt anmalt, dann kann das ein Zeichen des Vermögens sein, eine Zurschaustellung der Persönlichkeit, ein Signal einer Heirat oder von Kindern im Haus – man weiss es nicht. Man kann das bunte Haus als Kunst betrachten, muss aber nicht. In Europa ist Kunst ein Konzept des Spektakels. Ich weiss gar nicht, ob es ein Wort für Kunst in einer afrikanischen Sprache gibt, aber alle diese Dinge haben immer eine

Botschaft und für Außenstehende sieht es immer sehr futuristisch, bahnbrechend, modernistisch aus.

Gleich verhält es sich mit Musik und Tanz: Im Westen war Musik immer auch mit einer Aufführung, der Tanz mit einer Tanzfläche verbunden. Hier haben Musik und Tanz ihren Ursprung als heilende oder gemeinschaftliche Kraft. Deshalb sind die Leute fast oder gar nicht gehemmt, vor anderen Leuten zu tanzen – man nimmt das Tanzen nicht als Aufführung wahr. Auch die Musik nicht, deshalb kann ich wahrscheinlich nichts mit Bob Dylan anfangen, den ich überhaupt zu statisch finde: Er wendet immer dieselbe Idee, dieselbe Richtung, dieselbe Stimmung an. Ich verstehe nicht, warum er so berühmt ist. Musik ist für mich eine unaufhörliche Geburt, die im Rhythmus vorwärts treibt. Jede neue Note muss befreit werden. Man könnte diese Idee auch dem Afrofuturismus zuordnen.

Überhaupt scheinen die Musikerinnen und Künstler hier mehr nach vorne zu schauen. Ich bin sehr froh, dass ich ein paar Wochen lang von Nostalgikern und Retromaninnen verschont geblieben bin.

Wir müssen uns ja nach vorwärts bewegen, in die Zukunft schauen und die Vergangenheit hinter uns lassen. Denn die «Good old Days» gibt es für uns nicht, nur eine bösartige, gewalttätige Vergangenheit.

Ebenso gewalttätig wie die Vergangenheit kann auch die Nacht sein, die hier in Johannesburg ganz schnell hereinbricht und die Stadt sehr gefährlich werden lässt.

Sie wird zu Gotham City, sozusagen. Mit der Nacht kommen die Gewalt und die Angst. Man kann in der Abenddämmerung gut beobachten, wie Frauen mit Einkaufstaschen zum Taxi rennen, um sicher nach Hause zu kommen. Sie wissen, dass die Moral bei Sonnenuntergang sinkt. Es ist, als ob das Trauma einer gewalttätigen Vergangenheit für alle sichtbar wird, indem es an einzelnen Leuten auf der Strasse ausgehandelt wird. Das sind die bösartigen Erinnerungen an eine grausame Vergangenheit.

Es gibt Leute in Johannesburg, die seit fünf Generationen arm sind. Sie leben unter so ärmlichen Verhältnissen, dass es so scheint, als ob etwas aus ihnen herausgerissen wurde: Ein Gefühl des Selbstbewusstseins, des Besitzes fehlt gänzlich. Das sind die Folgen von 600 Jahren Unterdrückung, 600 Jahre ohne eigenen Besitz – wie Gehirnwäsche. Wenn eine solche Person dann den Reichtum anderer Leute sieht, fehlt ihr jegliche Moral. Mehr noch, sie fühlt sich visuell angegriffen. Ich nenne es visuelle Gewalt. Und das macht die Straßen von Johannesburg so gefährlich. Viele meinen, dass die Stadt dich letztlich auffressen wird – aber das wiederum ist auch eine selbstaufgeriegte Begrenzung, dass man die Stadt nicht ändern kann. Das können wir uns nicht erlauben, darum müssen wir grossartige Dirigenten, Musikerinnen und Fotografen sein.

Tsepko Kolitsoe Pooe, 1990, ist in Soweto aufgewachsen und studiert Cello an der Universität von Südafrika in Pretoria (UNISA). 2009 gründete er die Pooe-Tic Strings, eine zeitgenössische Streicher-Formation. Von 2011 bis 2013 spielte er im Nationalen Südafrikanischen Jugendorchester, danach in verschiedenen klassischen und zeitgenössischen Kammerorchestern, darunter die Johannesburg Chamber Strings, die Gauteng Camerata und das Mahogany Quartet. Zuletzt hat er mit dem Zürcher Kammerorchester zusammengearbeitet und war mit dem Miagi und New Skool Orchester auf Europatournee, unter anderem in Deutschland, Schweden und Holland.

Georg Gatsas, 1978, ist Künstler und pendelt zwischen Ostschweiz, Zürich, London und Johannesburg. Zuletzt war er vom 2. November bis 15. Dezember 2016 in Johannesburg mit einem Atelierstipendium der Pro Helvetia. Im April besucht er die Millionenmetropole nochmal für sechs Wochen.

Prinzessinnen, Hexen und Drachen Kreuzlingen und Konstanz? Kennt man. Gottlieben? Hüpp kleinste Gemeinde der Schweiz. Und noch ein bisschen me

TEXT: FRÉDÉRIC ZWICKER



«Ein verwunschener Weiler aus einem hexen- und zaubererdurchsetzen Märchen» denkt, wer im nebligen Spätherbst Gottlieben besucht, wer der einzige Mensch ist, der zwischen malerischen Häusern zur Schiffsanlegestelle am See schlendert. Irgendwodürften beobachtende Augenpaare lauern, spürt man; irgendwo liegen schlafende Prinzessinnen oder Drachen oder beides. Nein, die Zeitmaschine hat man heute nicht benutzt. Und doch: Man wähnt sich in der Vergangenheit, in einer anderen Dimension, in Gottlieben eben, das sich mit 0,32 Quadratkilometern gemeinsam mit Kaiserstuhl AG und Rivaz VD den Titel der flächenmäßig kleinsten Gemeinde der Schweiz teilt.

In fast jedem anderen Dorf würde das Bodman-Haus als stadtbildverschönerndes Juwel ins Auge stechen. In Gottlieben reiht es sich unauffällig ein zwischen architektonische Schönheiten. Das winzige Dörfchen erscheint als ein einziges, grosses Juwel. Das Bodman-Haus trägt das seine seit 16 Jahren wieder bei. Im Juni 1996 ging es in recht traurigem Zustand an die neu gegründete Bodman-Stiftung. In den Folgejahren kümmerte sich diese um die Restaurierung. Die Eröffnung als Literaturhaus, notabene damals erst das dritte in der Schweiz, erfolgte vier Jahre später. Seither pflegt man in Gottlieben das Andenken an den Namensgeber Emanuel von Bodman (1874-1946), mehr zu ihm auf Seite 79 in diesem Heft. Das original erhaltene Arbeitszimmer des deutschen Lyrikers, Prosaisten und Dramatikers erinnert an die Zeiten, als er und seine Frau Clara im Haus wirkten. Clara lange über den Tod des Gatten hinaus. Sie widmete sich mit Feuereifer der Nachlassverwaltung des Dichters, erreichte eine Publikation seiner Schriften beim Reclam-Verlag als «Gesammelte Werke». Erst 1982 starb sie in Gottlieben.

Maxime: Grenzüberschreitung

Die Stiftung mit den Programmverantwortlichen kümmert sich nicht nur um das Andenken Bodmans, das sie mit weiteren Publikationen aus seinem Nachlass zementiert. Sie organisiert auch Lesungen und Ausstellungen. Eine Maxime ist dabei die Grenzüberschreitung, wie Claudius Graf-Schelling, Stiftungspräsident und ehemaliger Thurgauer Regierungsrat, erklärt. Und die wird auf

mehreren Ebenen angestrebt: «Einerseits schlagen wir einen zeitlichen Bogen zwischen Bodman, dem historischen Haus und der Moderne. Andererseits war bereits Bodman ein Grenzgänger. Unsere räumliche Nähe zu Deutschland legt nahe, den grenzüberschreitenden Austausch zu fördern.» Im Haus stehen zudem Zimmer für Autorinnen und Autoren zur Verfügung, die über «Artist in residence»-Programme von der Thurgauer Kulturstiftung nach Gottlieben geschickt werden, um in stiller Seeumgebung Wortflüsse zu lassen.

Etwa 18 bis 20 Veranstaltungen finden jährlich statt. Die Mehrheit der Besucher radelt aus Kreuzlingen/Konstanz und Umgebung in den einwohnerarmen Weiler. Man ist auf überlokale Ausstrahlung angewiesen: «Wir machen hie und da Ausstellungen ausserhalb von Gottlieben, waren schon in Kreuzlingen und Konstanz oder auch in St.Gallen», erzählt Graf-Schelling.

Ein schwieriges Thema sind die Finanzen. Die Eintrittspreise zu den Lesungen sind mit zehn respektive acht Franken für «Freunde des Bodman-Hauses» äusserst moderat. Das alte Bijou hat seit der Renovation bald wieder 20 Jahre auf dem Buckel und muss unterhalten werden. Und mit neuen Büchern eines lange verstorbenen Autors lassen sich keine Unsummen verdienen.

Ein Besuch lohnt sich: Über viele Lesungssäle, die ähnlich schön wären wie jener im Bodman-Haus, verfügt die Schweiz kaum. Wer zu einer Lesung geht, sollte unbedingt Zeit für einen Rundgang einrechnen. Vielleicht erblickt er einen Zauberer, eine schlafende Prinzessin oder einen Drachen.

Vom Computer zum Papier

Die Chancen stehen indes besser, Sandra Merten zu begegnen. Herr Graf-Schelling betont, wie willkommen die Artists in residence sind, weil sie Leben ins Haus bringen. Ebenso willkommen ist ihm Frau Merten, die im Erdgeschoss des Hauses seit diesem Sommer die Handbuchbinderei führt. «Chaos» sei ihr Atelier gerade, entschuldigt sie sich unnötigerweise. Eigentlich hätte sie sich vor der Übernahme eine Woche gönnen wollen, in der eine grossangelegte Ordnungsaktion geplant war. Dann rollte aber eine Auftragsflut an, die systematisches Aufräumen bis jetzt verunmöglicht hat.

Gottlieben ist aber mehr als Hüppen. Es ist auch die



Sandra Merten hat eigentlich in der IT-Branche gearbeitet und sich blosshobbymäßig mit Papier und Büchern beschäftigt. Sie fand aber so grossen Gefallen am Hobby, dass sie in Schweden eine Handbuchbinder-Ausbildung in Angriff nahm. Aus dem geplanten halben Jahr wurde nichts. Zu gross die Begeisterung: Zuerst liess sie sich zwei Jahre lang ins Handwerk einführen, hängte dann eine einjährige Zusatzausbildung an, in der sie sich auf historische Bucheinbandtechniken konzentrierte. Und weil ihr bereits nach den ersten paar Monaten in Schweden klar geworden war, dass sie in ihrem Leben nichts anderes mehr arbeiten wollte, verdingte sie sich im vierten Jahr bei einem Meister, um den Gesellenbrief zu erlangen.

Vom Polarkreis nach Gottlieben

Im Handbuchbinder-Geschäft gibt es nicht viele freie Stellen. Ihre erste Festanstellung als ausgebildete Fachfrau führte sie denn auch ins schwedische Kiruna, 200 Kilometer nördlich des Polarkreises.

Bei einem Ferienaufenthalt am Bodensee spazierte Merten einmal durch Gottlieben und besuchte ihre Vorgängerin im Atelier. «Falls du was hörst, gib mir bitte Bescheid», bat sie. Kurze Zeit später erhielt sie einen Anruf, traf die Vorgängerin zum Gespräch, in welchem diese ihr eröffnete, dass sie die Buchbinderei gern bald abgeben möchte. Merten konnte in der Übergangsphase ins Geschäft einsteigen und sich einarbeiten. «Das war super, weil ich die Abläufe und die Kundschaft kennenlernte, bevor ich übernahm. Das vereinfachte den Einstieg enorm.»

Die Maschinen, die in ihrem Atelier stehen, sind Oldtimer. Die Handbuchbinderei ist als Metier ein Überbleibsel vergangener Zeiten, eine Angelegenheit für Liebhaber. Und die sind bei Merten an der richtigen Adresse. Sie lebt massgeblich von regelmässigen Aufträgen von Institutionen wie beispielsweise dem Bezirksgericht. Noch leidenschaftlicher widmet sie sich allerdings Arbeiten, bei denen sie kreativ werden kann. Beispielsweise den Notizbüchern, die sie mit Einbänden aus italienischem Leder versieht. «Das Leder lebt, entwickelt sich, kriegt Patina.»

Jedenfalls trauert Merten ihrem Job in der IT nicht nach. Technik fasziniert sie aber nach wie vor. «Aktuell bin ich gerade

dabei, die verschiedenen Maschinen hier im Atelier zu überarbeiten. Deshalb riecht es grad ein wenig nach Schmieröl», erklärt sie lachend. Sehr viel Handarbeit also in der Handbuchbinderei.

Nächsten Herbst findet im Bodman-Haus wieder die Ausstellung «Papier & was» statt, bei der auch Merten Werke ausstellen wird. Die Symbiose Bodman-Haus – Handbuchbinderei Merten sieht sie genau wie Claudius Graf-Schelling: «Es passt unheimlich gut zusammen.»

bodman-haus.ch

handbuchbinderei-merten.ch

Lesung im Bodman-Haus: *Die Fremde – ein seltsamer Lehrmeister*, mit Bernadette Conrad und Usama Al Shamahni, Donnerstag, 26. Januar, 20 Uhr.

Bilder von links nach rechts:

Das Bodman-Haus, im Jahr 2000 als Literaturhaus eröffnet.
Der Lesungssaal gehört wohl zu den schönsten der Schweiz.
Sandra Merten bei der Arbeit in ihrer Handbuchbinderei.
Der Laden mit dem vielleicht längsten Namen der Welt.
Die Schiffsanlegestelle, die Gottlieben mit der Welt verbindet.

#Saitenfährtein: Die nächste Expedition von Verlag und Redaktion führt am 12. Januar nach Flawil.

Ist Kreuzlingen eine Kulturstadt? Ja. Nein. Jein. Acht Gründe.

TEXT: PETER SURBER



1. Ja. Denn:

An Kulturinstitutionen herrscht kein Mangel. Der Kulturdachverband auf kreuzlingen.ch verzeichnet von B wie Bodmanhaus bis Z wie Zentrum für Musik und Tanz nicht weniger als 25 Institutionen. Bald dürften es noch mehr werden, siehe später. Eine der kulturellen Leuchtböjen am See ist das Bodmanhaus in Gottlieben, siehe die vorangehende Seite. Die Ausgehmöglichkeiten seien in Kreuzlingen vielleicht «nicht gerade prickelnd», Live-Musik gebe es aber an vielen Orten zu hören, sagt Stefan Böker, Redaktor der «Kreuzlinger Zeitung», auf einem Gang durch die Stadt. So veranstalten das Z88, das Six und die Bar T.O.M. regelmässig Konzerte, Festivals wie das Kultling beleben die Szene, es gibt viele weitere Bars und den Horst Klub, den Böker und Kollegen betreiben, mehr hier: saiten.ch/beliebte-buehne-geliebte-bar/

2. Nein. Denn:

Einen Kulturbeauftragten oder eine Kulturbeauftragte hat die Stadt nicht. Trotz heute rund 22'000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Ein Kino hat Kreuzlingen auch nicht (mehr). Für Filme muss man hintüber nach Konstanz, wo seit kurzem allerdings auch ein Kino weniger existiert, das Scala, trotz breit angelegter Rettungsaktion. Mehr dazu hier: saiten.ch/ein-kino-wird-zu-grabegetragen/

3. Ja. Denn:

Eine Kultur-Kleinstadt lebt davon, dass Leute mit langem Atem am Werk sind. Leopold Huber inszeniert seit mehr als zwei Jahrzehnten jährlich mit seinem See-Burgtheater Stücke mit Anspruch. Oder: Richard Tisserand inspiriert und kuratiert seit mehr als zehn Jahren einen der eigenwilligsten Kunst-Räume der Ostschweiz, den Kunstraum Kreuzlingen. Oder: Das Theater an der Grenze gibt es seit 48 Jahren, für freie Bühnen eine halbe Ewigkeit. Kultur in Kreuzlingen lebe stark von privaten Initiativen und engagierten Personen, sagt Böker. Die drei Museen (Rosenegg, Seemuseum und Sternwarte) wurden ehrenamtlich aufgebaut und haben vom Volk gerade eine Subventionserhöhung bekommen. Subventioniert werden u.a. auch die Jazzmeile, Kabarett in Kreuzlingen, das Schlosstheater Girsberg oder das Symphonische Blasorchester – lauter Kreuzlinger Exklusivitäten.

4. Nein. Denn:

Die überregional ausstrahlenden Kulturinstitutionen sind anderswo. Das Stadtttheater: nebenan in Konstanz. Der Konzertzyklus mit Klassik-Weltstars: nebenan in der Klosterkirche Münsterlingen. Das Kunstmuseum: weit weg in Ittingen. Allerdings gab und gibt es Leute um den Think Tank Thurgau, die es nach Kreuzlingen holen wollten. Anstoss war die problematische Lotteriefonds-Finanzie-

zung für einen Anbau des Kunstmuseums in Ittingen. Als Alternativstandort kam Kreuzlingen ins Spiel. Genauer: das Schiesser-Areal, eine der Zukunftsbrachen der Stadt. Das Kunstmuseum bleibt jetzt zwar in Ittingen. Aber Kreuzlingen soll nicht leer ausgehen.

5. Jein. Beziehungsweise:

Demnächst, irgendwann. Auf dem Schiesser-Areal ist heute noch die Nationale Elitesportschule NET untergebracht. Sie zieht 2017 in einen Neubau am Rand des Seeburg-Parks um, den SBW Talent-Campus Bodensee. Im frei werdenden Haus soll ein Kulturzentrum entstehen: der «Kultur-Cluster». Seine Inhalte sind noch vage, diskutiert wird darüber schon umso länger, seit 2008, als die Stadt das Gebäude gekauft hatte.

6. Ja. Denn:

Im April 2017 eröffnet in der Stadtmitte, am Boulevard, ein Begegnungszentrum seine Türen. Das Aussergewöhnliche daran erklärt unser Stadtführer: Das Gebäude mit Namen «Das Trösch» (Bild oben), einen skulpturalen Betonbau, haben Private für rund sieben Millionen Franken gebaut und der Stadt kurzerhand geschenkt. Diese muss es bloss betreiben; der Kredit für diese Art «privat public partnership», 450'000 Franken für zunächst fünf Jahre, blieb im Parlament fast unumstritten. Einzig die SVP fand, die Bauherren hätten die jährlich 90'000 Franken für den Betrieb gleich auch noch übernehmen können.

7. Nein. Denn:

Mit Konstanz, was das Naheliegendste wäre, spannt Kreuzlingen kulturell bloss spärlich zusammen. Jüngster Flop: das Zeltfestival. Es hatte bis 2008 in Konstanz stattgefunden, war dann wegen chronischem Geldmangel beerdigt und 2015 wiederbelebt worden, neu als grenzüberschreitendes Projekt. «Konstanz und Kreuzlingen treten als Doppelstadt auf. Damit senden wir ein wichtiges partnerschaftliches Zeichen aus», sagte damals der Konstanzer Bürgermeister Andreas Osner. Konstanz schoss 90'000 Euro ein, Kreuzlingen 45'000 Franken. Schon nach dem ersten Mal strich das Kreuzlinger Parlament den Betrag wieder – die Zahlung sei ungerecht gegenüber den einheimischen Vereinen, lautete ein Argument. Viele Kreuzlinger fühlten sich von Konstanz «überrollt», sagt Böker. «So geht das bei uns an der Kunstgrenze», meckerte ein Online-Kommentator.

8. Ja. Unbedingt. Denn:

Kreuzlingen und Konstanz haben, einzigartig in Europa, eine Kunstgrenze: Seit 2007 trennt oder vielmehr verbindet die grossangelegte Skulptureninstallation von Johannes Dörflinger die beiden Städte. Ein Gehweg führt vom zauberhaften Kreuzlinger Seeburgpark Richtung Grenze; rechterhand tauchen die insgesamt 22 rötlichen Skulpturen aus dem Nebel auf, links steht auf einer Tafel fast verschämt «Landesgrenze» – und schon ist man im Konstanzer Klein-Venedig und also in Europa. Retour geht es genauso anstandslos. Eine grossartigere Grenze als diese Nicht-Grenze, eine fantastischere Kultur des Grenzen-Ignorierens kann man sich nicht denken und wünschen.

Bilder: Bahnübergang nach Deutschland/Begegnungszentrum Das Hörsch